



Grundlagentexte Methoden

Jan Kruse

Qualitative Interviewforschung

Ein integrativer Ansatz

2. Auflage

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Kruse, Qualitative Interviewforschung, ISBN 978-3-7799-3230-7

© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3230-7>

„Insofern ist die häufig anzutreffende Argumentation lediglich der Versuch, die Eigenkonstruktion von Daten und Ergebnissen zu objektivieren, indem den Daten zugeschrieben wird, dass sie die Wahl der Methode bestimmten. Dass aber in die Daten bereits Forschungsinteressen und Ausgangsprämissen eingeflossen sind und schließlich mittels Wahl der Methode – diesmal im positiven Sinne – ‚verobjektiviert‘ werden, wird häufig nicht reflektiert oder bewusst verschleiert.“

Das Postulat der Gegenstandsangemessenheit der Methodenwahl darf also nicht dahingehend missverstanden werden, dass die Eigenkonstruktion von Daten im Rahmen von Forschung *durch* die Anwendung von Methoden nicht reflektiert wird (vgl. Reichertz 2007a, 2007b; → s. hierzu auch Abschnitt 4.1).

Das *Prinzip der Kommunikation* meint, dass qualitative Sozial- bzw. genauer gesagt: Interviewforschung ein vielschichtiger interaktiver Prozess komplexer Kommunikation ist, der reflektiert werden muss (vgl. Breuer 2009; Kruse 2009a, 2009b; Schütze et al. 1973). Denn qualitative Interviewverfahren sind komplexe kommunikative Erhebungsinstrumente (s. ausführlich hierzu Helfferich 2009). Um es auf die Spitze zu treiben: *Kommunikativ konstruierte Wirklichkeit wird mit kommunikativen Instrumenten kommunikativ rekonstruiert* – und genau diese Komplexität gilt es methodisch zu kontrollieren. Damit gilt auch, dass der *Analysegegenstand* in der qualitativen Interviewforschung stets *versprachlichte* Wirklichkeit ist, was einen spezifischen Analyseansatz erforderlich macht (→ s. ausführlicher hierzu Abschnitt 4.2 und Kapitel VII, Abschnitt 6).

2. Quantitative und qualitative Sozialforschung im Vergleich

Wie in den vorausgegangenen Ausführungen bereits angeklungen ist, kann die operative Eigenlogik qualitativer Interviewverfahren anschaulich im Vergleich mit der operativen Logik der deduktiv-nomothetischen, d. h. der standardisierten Interviewforschung dargestellt werden.

Exkurs:

Zur Differenzierung von emischer und ethischer Analyse

Die in den empirischen Sozialwissenschaften paradigmatisch unterschiedlichen Zugänge der quantitativen (deduktiv-nomothetischen) versus der qualitativen (rekonstruktiven bzw. induktiven) Datenerhebung und Datenauswertung spiegeln sich in der vom amerikanischen Linguisten und Anthropologen Kenneth Lee Pike eingeführten konzeptionellen Differenzierung von *emischer* versus *ethischer Analyse* wider (vgl. Lewandowski 1996, Bd. 1: 255 u. 283f.; Geertz 2011, 290f.). Unter der emischen

Analyse wird die Analyse der Daten aus der Binnenperspektive der Untersuchungsgegenstände, also aus den Augen der Betrachteten verstanden (induktive, introspektive, sinnrekonstruktive Analyse). Unter der etischen Analyse wird die Analyse der Forschungsgegenstände aus der Perspektive der Betrachtenden verstanden, was dezidiert nur auf der Basis deren theoretischen Vorannahmen möglich ist, wodurch die Analyse einen stärkeren deduktiven Charakter bekommt.

Dies darf nicht im Sinne einer konkurrenten oder hierarchischen Gegenüberstellung missverstanden werden, wie lange Zeit geschehen in dem unfruchtbaren Paradigmenstreit zwischen quantitativer und qualitativer Forschung. Der Disput scheint gegenwärtig zwar formal beigelegt, wird aber m. E. immer noch an der einen oder anderen Stelle unterschwellig fortgesetzt. Dennoch muss hervorgehoben werden, dass sich die operativen Eigenlogiken dieser beiden Paradigmen komplementär gegenüberstehen – was damit auch ihre gegenseitige Integration erforderlich macht.⁹



Literaturtipp

Zur Integration quantitativer und qualitativer Verfahren sind in methodologischer Hinsicht das Buch von Udo Kelle (2007) „Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung“ sowie in eher forschungspraktischer Hinsicht das Buch von Christian Seipel und Peter Rieker (2003) „Integrative Sozialforschung“ zu nennen.

Erstens rekonstruiert qualitative Sozialforschung die Konzepte ihrer Untersuchungsgegenstände und überprüft keine vorgängig fixierten theoretischen Konzepte. *Zweitens* stellt qualitative Forschung einen spiralförmig-dynamischen, hermeneutischen Erkenntnisprozess dar (vgl. Kurt 2004, 2002; Kruse 2012).

2.1 Qualitative Sozialforschung als Rekonstruktion – nicht Überprüfung von Konzepten

Im Hinblick auf die methodologischen Unterschiede der Erkenntnisziele quantitativer und qualitativer Sozialforschung wird insbesondere auf Max Webers konzeptionelle Unterscheidung von „Sinnadäquanz“ und „Kausaladäquanz“ rekurriert (vgl. Eberle 1999) – im Zusammenhang des Ansatzes

9 Zu einer frühen Auseinandersetzung mit quantitativen und qualitativen Methoden s. im Übrigen bereits Karl Mannheim (1980: 164-200).

einer Soziologie des ‚*verstehenden Erklärens*‘ (vgl. Seipel/Rieker 2003: 53ff.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 322-331):

„Neben der *Sinnadäquanz* ist die *Kausaladäquanz* eine notwendige Voraussetzung, um im Sinne Webers (1984), soziale Phänomene möglichst vollständig erklären zu können. Bei der Sinnadäquanz geht es darum, gefundene Zusammenhänge sinnhaft zu verstehen und bei der Kausaladäquanz um die Ermittlung statistischer Regelmäßigkeiten in Form von Wahrscheinlichkeiten.“ (Seipel/Rieker 2003: 56; Herv. i. Orig.)

Diese Differenzierung in Sinnadäquanz und Kausaladäquanz spiegelt sich deutlich in den Ergebniszielen qualitativer und quantitativer Forschung wider: Erstere ist vor allem darauf aus, sinnbezogene Muster i.S.v. qualitativen Typen zu generieren; letztere verfolgt insbesondere, verteilungsbezogene Typiken zu erstellen (vgl. ausführlicher Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 311-331).

Bereits an dieser Stelle kann formuliert werden, dass quantitative und qualitative Forschung nicht konkurrierend einander gegenübergestellt werden sollten, da sie sich komplementär zueinander verhalten:

„Um soziale Phänomene vollständig erklären zu können, braucht man nach Weber (1984) also sowohl statistische Korrelationen und Regelmäßigkeiten (Kausaladäquanz), als auch Sinnzusammenhänge, mit denen die gefundenen Regelmäßigkeiten verstanden und dann auch erklärt werden können.“ (a. a. O.)

Wie es zu einer jahrzehntelangen Diskussion über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung und der mainstreamartigen Fokussierung auf quantitative Verfahren kommen konnte, bleibt m.E. ein wissenschaftssoziologisch-historisches Phänomen. Dennoch bestehen zentrale Unterschiede in den erkenntnistheoretisch-methodologischen und praktischen Forschungslogiken dieser beiden Paradigmen (vgl. Seipel/Rieker 2003; Kelle 2007).

Ein *erster* zentraler Unterschied besteht darin, dass anders als im standardisierten Sozialforschungsprozess die Logik und das Ziel im qualitativen Sozialforschungsprozess nicht darin bestehen, mit einem theoretisch vorab ausgearbeiteten Konzept in die Datenerhebung einzusteigen, um dieses im Hinblick auf seine Häufigkeitsverteilung und weitere statistische Zusammenhänge zu untersuchen (vgl. Lamnek 1995: Bd. 1; Bohnsack 2000: 12-33; Kelle 2007). Dieser *deduktiv-nomothetische* Zugang zur Wirklichkeit impliziert die Problematik, dass sich standardisierte Sozialforschung als ein ‚Blindflug‘ gestalten kann: Denn wie kann sich der/die Forscher/in sicher sein, dass die von ihm/ihr gesetzten Konzepte identisch sind mit denen seiner/ihrer Untersuchungsgegenstände? So bestehen die Logik und das Ziel im qualitativen Sozialforschungsprozess nicht darin, mit fertigen Konzepten in den Datenerhe-

46 Kapitel 1: Grundlagen

bungsprozess einzusteigen – sondern darin, so weit wie möglich die originären Konzepte der Untersuchungsgegenstände herauszuarbeiten, zu rekonstruieren. Mit anderen Worten: Der standardisierte Sozialforschungsprozess ist ein linearer Forschungsprozess, in den Konzepte eingespeist werden, um zu Verteilungsaussagen und Korrelationen zu gelangen. Der qualitative Sozialforschungsprozess ist dagegen ein dynamisch-offener, iterativ-zyklischer Forschungsprozess (→ s. ausführlich hierzu Abschnitt 4.3), in dem so wenig wie möglich an Setzungen eingespeist werden soll, um so zu empirisch rekonstruierten, gegenstands begründeten Konzepten zu gelangen (vgl. Bohnsack 2000: 20ff.; Bohnsack 2010: 13-30; Kruse 2012). Ein Forschungsbeispiel, entnommen aus der *DESIS-Studie*¹⁰ aus den 1990er Jahren, soll diesen ersten zentralen Unterschied zwischen standardisierter und qualitativer Sozialforschung illustrieren:

Forschungsbeispiel

Im Rahmen der Studie „DESIS – Deutsche Studie zu Infertilität und Subfekundität“ (1991–1992) wurden 1.500 Frauen u.a. zu den Schwangerschaften in ihrer Lebensgeschichte befragt. 119 von diesen Frauen wurden nicht nur mit einem standardisierten Fragebogen befragt, sondern auch qualitativ interviewt. Bei diesen Frauen konnte verglichen werden, was sie bei beiden Befragungsformen geantwortet bzw. erzählt hatten. In der standardisierten Erhebung wurde geschlossen gefragt „War die Schwangerschaft geplant?“ und als Antwortkategorien wurden „Ja“, „Nein“ und „Die Entscheidung war offen“ vorgegeben. Die Antworten waren also metrische Angaben in kodierter Form. In den qualitativen Interviews wurde die erzählgenerierende Frage gestellt „Wie kam es denn zu der Schwangerschaft, erzählen Sie mal“. Die Antworten hierauf waren prinzipiell unbegrenzt, die Angaben bildeten einen Text über die Schwangerschaftsgeschichten, der rekonstruktiv-hermeneutisch ausgewertet wurde. Aus den qualitativen Interviews konnte sodann ein breites Deutungsspektrum des Begriffes „Planung“ herausgearbeitet werden. Die folgenden Zitatbeispiele sind entnommen aus Helfferich/Kandt (1996: 61) und sind ergänzt durch Zitatbeispiele aus den Studien „frauen leben“ (Helfferich et al. 2001) und „männer leben“ (Helfferich/Klindworth/Kruse 2006):

„Also von Planen halte ich gar nichts, denn meistens klappt es dann nicht, wenn man unbedingt will“; „Es war ein Wunschkind“; „Also es gibt auch gute Gründe dagegen, es ist nie so eine eindeutige Entscheidung, dass ich denke, es müsste sein, es gibt immer Gründe dafür und dagegen“; „Ich wollte schon immer Kinder“; „Wenn’s passiert, passiert’s“; „Wenn’s kommt, dann kommt’s“; „Ich habe es nicht absichtlich ausgeschlossen“; „Es war nicht ungewollt, aber ungeplant“; „Wir haben ganz normal ehelich zusammengelebt, ohne auf irgendetwas zu achten“; „Ich wollte den Zeitpunkt schon selber bestimmen“; „Ich habe das nicht richtig durchgeplant, so bin ich vom

10 Das Forschungsbeispiel ist von Helfferich et al. (1999) aufgearbeitet worden und wird hier in angepasster Form wiedergegeben. Im Original s. ausführlicher Helfferich et al. (1999), Helfferich/Kandt (1996) sowie Helfferich (2009: 21 f.).

Typ her nicht“; „Richtig zielgerichtet war das nie, dass ich gesagt habe, jetzt will ich eine Familie gründen“; „Wäre wahrscheinlich ein bisschen später gekommen, wenn es richtig geplant gewesen wäre“; „Es war nicht gewollt, aber wir haben uns trotzdem drauf gefreut“; „Dann wollten wir eigentlich auch Kinder haben, so war das geplant, so drei Jahre arbeiten eben, und dann...“

Wie die Zitatbeispiele im Kontrast zur standardisierten Datenerhebung verdeutlichen können, wurde dem standardisierten Verfahren ein spezifischer Planungsbegriff zugrunde gelegt, mit dem man eine rationale und spezifisch zeitlich gelagerte Entscheidungsfindung assoziieren kann. Die Auswertung des qualitativen Materials konnte zeigen, dass die Frauen (und Männer) ganz unterschiedliche subjektive Planungsbegriffe hatten, die mit dem standardisierten Verfahren nicht erhoben werden konnten (vgl. Helfferich et al. 1999: 45). Die Nuancierungen spielten sich dabei in den Feldern ‚geplant vs. nicht geplant‘, ‚gewollt vs. nicht gewollt‘ und ‚gewünscht vs. nicht gewünscht‘ ab. Dabei gab es auch auf den ersten Blick ambivalente Überschneidungen dieser Felder, so dass es Schwangerschaften gab, die gewollt, aber nicht geplant waren, oder die gewünscht, aber nicht gewollt waren, etc. Dies zeigt, dass mit dem gewählten Begriff der ‚Planung‘ in dem standardisierten Verfahren eine zu starke Reduktion der Mannigfaltigkeit von subjektiven Planungsbegriffen vorlag, die es den Frauen (und Männern) mitunter schwer machte, sich den drei Antwortmöglichkeiten zuzuordnen. Die Auswertung des qualitativen Materials führte also zu empirisch äußerst fruchtbaren und aufschlussreichen Ergebnissen, die bei den nachfolgenden Studien „frauen leben“ und „männer leben“ (a.a.O.) berücksichtigt wurden.

Dieses Forschungsbeispiel verdeutlicht aber auch die Herausforderung rekonstruktiver Sozialforschung: Sie liegt bei der Auswertung von qualitativem Datenmaterial gerade darin, wie mit der Mannigfaltigkeit subjektiver Deutungsmuster¹¹ oder kollektiver Bedeutungszusammenhänge i.S.v. semantischen Konzepten umgegangen wird. Dies ist jedoch ein Aspekt des rekonstruktiv-analytischen Vorgehens und der verfahrenstechnischen Strukturierung dieses Analyseprozesses (s. → Kapitel VII, Abschnitt 6), der im Rahmen der *methodischen Kontrolle des Fremdverstehens* (vgl. Schütze et al 1973; Bohnsack 2000: 12-33; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 31; Bohnsack 2010; Kruse 2012) verfolgt werden kann.

11 Als Lesehinweis für alle, die bei dem Begriff „subjektives Deutungsmuster“ aufhorchen: Wenn in diesem Buch von „(subjektivem) Deutungsmuster“ die Rede ist, dann lehnt sich dieser Begriff nicht an das Verständnis von ihm aus der objektiven Hermeneutik (vgl. Wernet 2006) an, es sei denn es wird ausdrücklich ein Bezug dazu hergestellt. Darunter wird in einem allgemeinsprachlichen Sinne zunächst ein ‚Muster (subjektiver) Deutungen‘, also *Sinnzuweisungen* verstanden (vgl. hierzu auch Lüders 1991; Plaß/Schetsche 2001). Wie diese – subjektiven und/oder auch sozialen – Sinnzuschreibungen aus einer wissenssoziologischen Perspektive genauer zu konzipieren sind, wie ihre Genealogie zu verstehen ist, bleibt damit erst einmal offen.

2.2 Qualitative Forschung als hermeneutische Erkenntnisspirale

Empirische Sozialforschung muss als ein „iterativ-zyklischer“ (vgl. Dewey 2004), d.h. spiralförmig-hermeneutischer Erkenntnisprozess gedacht werden (vgl. auch Geertz 2011: 36). Dies ist bereits im amerikanischen Pragmatismus (vgl. Dewey 2004; Blumer 2004: 363 ff.; s. auch Kurt 2002, 2004) betont worden. Diese Tatsache erhebt das qualitative Paradigma zum methodologischen Grundsatz *innerhalb* eines Sozialforschungsprojektes und verfolgt damit nicht nur einen sequentiellen Erkenntnisfortschritt *zwischen* einzelnen Projekten. Hierin liegt der zweite zentrale Unterschied zwischen diesen beiden Forschungsparadigmen und eine unabwiesbare Stärke des qualitativen Paradigmas gegenüber den standardisierten Forschungsverfahren: Erkenntnis wird iterativ-zyklisch in der bewusst sukzessiven Auseinandersetzung mit den Daten entwickelt; dies wird besonders deutlich im Forschungsprogramm der *Grounded Theory Methodology* (vgl. Breuer 2009; Kruse 2012; → s. hierzu auch ausführlich den Abschnitt 4.3). Es folgt die Notwendigkeit, im Forschungsprozess immer wieder ‚nachzusteuern‘, den Erkenntnisprozess ‚nachzutrimmen‘, um sich dem Forschungsgegenstand empirisch immer stärker annähern zu können. Dies macht die Anpassung der Erhebungsinstrumente sowie des Samples im Forschungsprozess notwendig, sprich: Die ‚Nachjustierung‘ der Erhebungsinstrumente und die sukzessive Entwicklung des Samples – in der *Grounded Theory Methodology* als „*theoretical sampling*“ bezeichnet (→ s. Kapitel IV, Abschnitt 1) – ist keine Not, sondern die Tugend sowie ein beitragender Faktor für die Güte und den Erfolg qualitativen Sozialforschens im Hinblick auf die Generierung von neuen Erkenntnissen.¹²

Johann Wolfgang von Goethe zur methodischen Iterativität in der Forschung

Dass die Prozessualität von Erkenntnisprozessen in einem engen Zusammenhang mit der iterativen Wahl und dem Wechsel der Forschungsmethodik im Prozess des Forschens selbst steht, findet sich bereits in Goethes Natur- und Wissenschaftsphilosophie. So argumentiert Goethe: „[...] Jeder, der eine Zeitlang auf dem redlichen Forschen verharret, muss seine Methode irgendeinmal umändern.“ (Goethe 2012: 194; Herv. JK)

12 Im Rahmen meiner Erfahrungen als Forschungsconsultant und Methodentrainer in der qualitativen Interviewforschung sehe ich immer wieder, dass in der Iterativität die größte ‚Zumutung‘ für standardisierte Sozialforscher/innen liegt.